

Die Einschränkung Deutschlands.

Von Staatssekretär a. D. v. Lindequist.

Eigentlicherweise ist fast allgemein in Deutschland der Schritt des Papstes, zur Beendigung des Krieges beizutragen, so aufgenommen und gewürdigt worden, wie es einer den edelsten Regungen entspringenden Kundgebung von so hoher Stelle gebührt. Dies darf uns aber nicht hindern, ganz unbefangenen zu prüfen, ob die von seiner Heiligkeit aufgestellten Bedingungen uns die denkbar größte Sicherheit geben, daß unsere schweren Untertanen nicht vergeblich gebracht sind und Fortbestand und freie Entwicklung des deutschen Volkes durch sie gewährleistet wird.

Eine der für Deutschland wichtigsten Forderungen, die die päpstliche Note aufstellt, ist die vollständige Räumung Belgiens mit Garantie einer vollen politischen, militärischen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit. Ich habe bereits vor einiger Zeit ausgeführt, daß es unmöglich ist, in Belgien den früheren Zustand wiederherzustellen, der ja von wirtschaftlicher Neutralität sehr weit entfernt war. Ein auf der alten Grundlage wiederhergestelltes Belgien wird mit Naturnotwendigkeit noch viel mehr ins Lager unserer Feinde hinübergezogen und dadurch zum Anmarschgebiet für sie und zwar in erster Linie für England werden, als dies bereits vor dem Krieg der Fall gewesen ist. Mit dieser meiner Ansicht befinde ich mich nicht nur in voller Übereinstimmung mit so gründlichen Kennern der Verhältnisse Belgiens und der flandrischen Küste, wie der verstorbene Generalgouverneur Freiherr v. Bissing und der Großadmiral v. Tirpitz, sondern ebenso mit in Belgien geschäftlich und industriell ansässigen Deutsch-Belgiern, die dort geboren sind und mit Deutschen, die jahrzehntlang in Belgien gewohnt haben und als mit den dortigen Zuständen besonders gut vertraut gelten dürfen.

Man bedenke nur, wie eng die Regierungen unsere Feinde durch den dreijährigen Krieg, durch die gemeinsamen Erlebnisse und fortgesetzten Beratungen miteinander verflochten worden sind, und man glaube doch ja nicht, daß dies alles nach dem Kriege nicht stark und lange nachwirkt, zumal von englischer und französischer Seite alles geschieht, um diese engen Beziehungen nicht erkalten zu lassen, sondern sie im Gegenteil sorgsam zu pflegen. Was nützen da die schönsten Verträge! Die Bedingungen mögen noch so sorgfältig aufgestellt, die Versicherungen striktester Neutralität noch so feierlich gegeben werden: es sind und bleiben papierene Zusicherungen. Wir müssen nach den furchtbaren Erfahrungen dieses Krieges endlich begreifen lernen, daß wir alle unsere Waffenerfolge dauernd in Frage stellen, wenn wir uns nur auf solche Verträge verlassen, und wenn wir bei ihrer Durchführung die gleiche Treue und Ehrlichkeit auf Seiten unserer Gegner voraussetzen, die für uns selbstverständlich ist. Wenn Deutschland seine heutige Machtposition in Belgien ohne weiteres aufgibt, wie die päpstliche Note es vorseht, so wird die englische Gefahr von Westen noch viel drohender und unmittelbarer, als sie je vor dem Kriege gewesen ist.

Sie droht aber auch von Osten in früher nicht geahnter Weise. Seit einiger Zeit weiß man ja, daß die Engländer mit Landbauern an der baltischen Küste und auf den vorgelagerten Inseln vorgegangen sind. Nach neueren, gut verbürgten Nachrichten nehmen die Landbauern in Livland und Estland, besonders in der Umgegend von Reval, immer größere Ausdehnung und bedrohlicheren Charakter an. Es werden von den Engländern die höchsten Preise geboten. Wenn man nun noch hinzunimmt, daß nach Mitteilungen französischer Zeitungen in Nordfrankreich, insbesondere in Calais und Umgegend, Landpachtverträge auf 99 Jahre in beträchtlichem Umfange getätigt worden sind, und nach den gleichen Quellen viele Franzosen Calais selbst bereits aufgeben und nur noch Le Havre aus den Krallen der Engländer zu retten hoffen, so wird sich niemand bei so berechneter und energischer Festsetzung derselben auf dem Festlande

die große Gefahr der Einschränkung Deutschlands von Ost und West her verhehlen können. Dasselbe würde in geradezu katastrophaler Weise gesteigert werden, wenn wir nicht diejenige Machtposition in Belgien behaupten, welche uns militärisch und politisch wirksamste reale Sicherheit gewährleistet.

Außer der mit solchem Erfolge vor und während des Krieges betriebenen englischen Einschränkung würden wir uns dann trotz des heldenmütigen und glorreichen Kampfes der Weltgeschichte einer jede gesunde Lebensentfaltung erscheidenden Einschränkung durch unseren erbitterten und gerissenen Gegner an unserer West- und Ostgrenze gegenübersehen.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Die Einnahme von Riga.

Riga, die Hauptstadt des russischen Gouvernements Livland, ist in deutscher Hand! Eine Großstadt von über einer Viermillionen Einwohnern in Friedenszeiten ist damit in unseren Besitz gelangt, und das beste an dieser Eroberung ist, daß sie zu 46 % von Deutschen bewohnt wird. Militärisch und wirtschaftlich ist Riga infolge seiner Lage



am Rigaischen Meerbusen, an der Mündung der Düna und an einer der wichtigsten Eisenbahnlinien, von besonderer Bedeutung. Riga fällt als schnelle Frucht der deutschen Offensive gegen den Westflügel der 12 russischen Armeen. Die Russen haben sie kommen sehen und haben sie doch nicht zu verhindern vermocht. Am 31. August spielte noch friedlich das Theater in Riga, erst als die ersten deutschen Granaten in die Stadt fielen, räumte man das Feld, nicht langsam und bedächtig, sondern überflürzt und fluchtartig. Und das Bedenkliche an der Offensive gegen Riga ist, daß sie zu einer Zeit erfolgt, ebenso wie die Befreiung der galizischen Landesteile und der Bukowina, in der uns unsere westlichen Feinde den Sieg ihrer Waffen und die Niederlage der deutschen Aufzünge wollten. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, bedeutet der Angriff auf Riga mehr als eine Offensive, er ist ein untrüglicher Beweis deutscher militärischer Gesamtkräfte im vierten Jahre des gewaltigen Krieges!

Über 6 Millionen Tonnen versenkt.

Als der unbeschränkte U-Boot-Krieg begann, konnte England zu seiner Versorgung noch mit 10 1/2 Millionen Tonnen rechnen. Unter Berücksichtigung aller Neubauten in der ganzen neutralen und feindlichen Schiffbauindustrie muß in dem Augenblick, als die 6-Millionen-Ziffer erreicht wurde, der für England verfügbare Schiffsraum auf weniger als 6,2 Millionen getrunken sein. Darüber hinaus kann ihm höchstens soviel zur Verfügung stehen, als man von den deutschen und österreichischen Schiffen hat reparieren und in den Verkehr stellen können. Sehr günstig gerechnet mögen das 6,5 Millionen Tonnen sein. Nach unseren amtlichen Aufstellungen liegt die Grenze — bei der der Schiffsraum des englischen Seeverkehrs unzulänglich wird — bei 6-7 Millionen Tonnen, so daß wir also diese kritische Zahl jetzt erreicht haben und England bald vor der Wahl stehen muß, ob es jetzt Schiffsraum seinen militärischen Zwecken entziehen will, also seine Kriegsführung schwächen, oder die Not im Lande steigen lassen soll. Natürlich tritt jetzt eine gewisse Entlastung in England durch seine Ernte ein. Da dieselbe aber für höchstens drei

Monate wirkt, wird spätestens Ende des Jahres die Krisis erneut da sein.

Die Wirkung des U-Boot-Krieges.

Nach Berichten aus Australien wird die Wirkung des U-Boot-Krieges immer drückender empfunden. Namentlich das Verschwinden einiger wohlbekannter großer Dampfer mit wertvollen Ladungen macht großen Eindruck in der Geschäftswelt.

Deutschland und England 1912.

In einem 5 Spalten langen Artikel veröffentlicht der Manchester Guardian Mitteilungen über den vielbesprochenen Besuch Halbanes in Berlin im Jahre 1912.

„Als Halbane Kriegsminister war,“ berichtet das Blatt, „habe er zum ersten Male eine Besprechung mit dem französischen Generalstab, wobei man von dem Gedanken eines Angriffes auf Frankreich ausging, und wobei England Vorbereitungen treffen sollte, um Frankreich zu helfen, indem es die Belgien gegenüberliegende Grenze bewachen sollte. Halbane kam zur Erkenntnis, daß England darauf ungenügend vorbereitet war und wandte alle seine Energie auf, um dies zu verbessern. Er besuchte Deutschland auf Einladung des Kaisers, wohnte Manövern bei, benutzte aber seine Zeit hauptsächlich, um die Organisation des deutschen Kriegsamtes zu studieren. Sein zweiter Besuch nach 1912. Ein Jahr vor dem Agadirzwischenfall ließ Halbane die üblichen Manöver ausfallen und benutzte das Geld für Neuorganisationen der Mobilisation. Dann ging er auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers nach Berlin mit vollständigen fertigen Instruktionen des Kabinetts in der Tasche.“

Drei Tage verbrachte er in Berlin, während welcher er Unterredungen mit dem Kaiser, dem Kanzler, Tirpitz und anderen hatte. Seine schwerste Arbeit bestand darin, Bethmann Hollweg davon zu überzeugen, daß nicht geheime (unsecret) Abkommen mit Frankreich und Rußland beständen. Er erklärte Bethmann, daß, falls England eine neue Freundschaft mit Deutschland einginge, dies zur Folge haben würde, daß Rußland und Frankreich diesem Abkommen zum allgemeinen Vorteil auch beitreten würden. Bezüglich der Marokkowschwierigkeiten sagte er, daß, falls Deutschland Frankreich angegriffen hätte, England soviel Interesse am Ausgang gehabt hätte, daß es nicht untätig hätte zusehen können, daß Frankreich abgeschlagen würde.

Der Kanzler schlug eine Übereinkunft vor, daß Deutschland und England auf keinen Fall irgendeiner denkbaren Kombination gegen die andere Partei beitreten würde. Halbane meinte, so dünne man es nicht ausdrücken und sagte: „Was würde denn sein, wenn Deutschland Japan, Belgien oder Portugal, mit denen wir Hilfsverträge haben, angreifen würde.“ Bethmann unterbrach ihn scharf: „Oder sogar Holland.“ — Halbane erwiderte, er sei über Hollands Vertragsstatus nicht informiert, falls aber Deutschland Frankreich angreife und veruche, es zu zerschlagen, könne England sich nicht neutral verhalten. Der Kanzler antwortete: „Was Sie sagen, ist vernichtend für meine Formel.“ Halbane schlug vor: „Wie wäre es mit einem Abkommen für den Fall jedes aggressiven, nicht provozierten Angriffes gegen alle denkbaren Kombinationen zu diesem Zwecke?“ — Der Kanzler antwortete: „Wer soll bestimmen, was ein aggressiver, nicht provozierter Angriff ist?“ und Halbane stellte die Gegenfrage: „Wer kann sagen, wie viel Weizenkörner einen Haufen ausmachen, aber jeder Mensch weiß, was ein Haufen ist, wenn er da liegt?“

Am nächsten Tage besprachen Halbane, der Kaiser, Bethmann Hollweg und Tirpitz die Frage wiederum: Halbane sagte bei dieser Unterredung, daß jede Vereinbarung nutzlos sei, solange Deutschland sein Flottenprogramm durchführe, worüber der Kaiser sichtbar betroffen war. Die Unterredung blieb fruchtlos, und Tirpitz ließ seine Abneigung gegen eine politische Verständigung mit England deutlich erkennen. Am

nächsten Tage aber hat Bethmann sich vorläufig auf Halbanes Formel geeinigt.

Manchester Guardian“ schließt: „Was Halbane getan hat, war, daß er mit jedem Mittel, das in seiner Macht stand und das mit unseren Interessen und Grenzpflichten vereinbar war, die Kraft der gemäßigten Elemente in Deutschland zu verstärken veruchte. Was seine Feinde dagegen getan haben, war, den deutschen Radikalen die Argumente zu besorgen für die Auffassung, daß England trotz seiner gerechten Vorschläge tatsächlich der Feind sei.“

Über die deutsch-englischen Verhandlungen des Jahres 1912 sind von deutscher und englischer Seite wiederholt Mitteilungen gemacht worden, die der jetzigen Darstellung des englischen Blattes im wesentlichen widersprechen. Bei der jetzigen Darstellung handelt es sich darum, Halbanes politische Widerlächer zum Schweigen zu bringen und sie zu überzeugen, daß Halbane, der damals Kriegsminister war, alle militärischen Vorbereitungen für einen Krieg mit Deutschland getroffen habe. Ist diese Darstellung richtig, so würde damit aufs neue bestätigt, daß England den Konflikt suchte, der ihm Gelegenheit geben sollte, im Bunde mit einer übermächtigen Koalition Deutschlands Weltgeltung für immer zu vernichten.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Im Hauptauschuß des Reichstages war, wie bekannt, eine Entschlieung eingebracht worden, die den Reichstanzler aufforderte, für die Bevölkerung der besetzten Gebiete Litauens und Kurlands baldmöglichst entsprechende Vertretungen zu schaffen. Wie verlautet, hat sich die Reichsregierung, veranlaßt durch die Anregungen aus der Bevölkerung der besetzten Gebiete selbst, schon ehe diese Entschlieung gefaßt wurde, veranlaßt gesehen, die Frage zu prüfen. Sie ist zu dem Entschluß gekommen, die Angelegenheit wohlwollend zu erwägen, und es besteht begründete Hoffnung, daß sie eine Regelung finden wird, die den aus dem besetzten Gebiet laut gewordenen Wünschen entsprechen dürfte.

* Die Versorgung der Städte mit Hausbrand bildete den Gegenstand einer Unterredung, die Staatssekretär Dr. Helfferich mit den Vertretern des deutschen Städtebundes im Beisein des Reichskohlenkommissars hatte. Die Verhandlungen ergaben, daß die bisher festgesetzte Kohlenmenge für den Monat September voraussichtlich um die doppelte Tonnenzahl erhöht werden muß. Gleichzeitig wurde beschlossen, daß 90 % das mindeste sei, was die Städte an Hausbrand erhalten müßten, um so mehr, da das Land erheblich mehr während der Sommermonate in der Bekleidung bevorzugt worden ist.

Österreich-Ungarn.

* Wie von diplomatischer Seite verlautet, stand bei den Wiener Verhandlungen des Staatssekretärs Kühlmann die Paphnote im Vordergrund. Die vier verbündeten Mittelmächte werden die Note des Papstes zwar einzeln, jedoch auf Grund gemeinschaftlicher Prinzipien beantworten. Die Grundlinien der Antwort werden während der jetzigen Verhandlungen festgelegt. So viel kann jedoch schon heute mitgeteilt werden, daß sich die Mittelmächte in der Frage der Friedensanregung des Papstes nicht auf einen zurückweisenden Standpunkt stellen werden. Nachdem jedoch die Verbündeten bereits die Note verworfen und die Verbandsstaaten ihr einen kühlen Empfang bereitet haben, ist es zum allermindesten zweifelhaft, ob sich die Antwort der Mittelmächte auch auf Einzelheiten erstrecken wird.

Italien.

* Nach amerikanischen Blättermeldungen wird der Papst in seiner nächsten Note folgenden Standpunkt entwickeln: Die Unabhängigkeit Belgiens wird wiederhergestellt, Deutschland behält einen Stützpunkt in Antwerpen, Lothringen wird selbständig, Deutschland behält das Elsaß, Triest wird freihafen, die Balkanfrage wird auf der Friedenskonferenz gelöst.

Die eiserne Not.

18] Roman von G. v. Brodorski. (Fortsetzung.)

„Morgen beginnt der Transport nach Straburg,“ hieß es im letzten Briefe. „Dort werde ich in einem Lazarett Näheres über meine Verbundung und ihre Heilung erfahren.“

Sabine laß die Stelle immer wieder. Wie seltsam das Klang! Stand wirklich etwas zwischen den Feilen, oder war es nur eine erregte Phantasie, die unaufrichtig umherwehte und suchte? Aber auf alle Fälle — sie atmete auf — würde Werner bald auf deutschem Boden sein. Es lag für sie eine unendliche Beruhigung in der Gewißheit, ihn wieder im Schutze des Vaterlandes zu wissen.

So ertrug sie die nächsten Tage der Nachrichtenlosigkeit mit mehr Ruhe als zuvor.

Sie verbrachte all ihre freie Zeit bei Beate oder bei dem kleinen Johannes, der in den letzten Wochen ein wenig verwahrloht war und sich oft einlud und verlassen vorkam. Es gab Sabine einen Stich durchs Herz, wenn der Junge von Weihnachten sprach.

Er hatte wie immer eine ganze Reihe von Wünschen aufgeschrieben und rechnete siegesicher auf ihre Erfüllung. Beate hatte den Zettel mit bitterem Lächeln beiseite geschoben, während heiße Tränen in ihre Augen traten. Diesmal verstand Sabine den Schmerz der Mutter.

„Wir wollen auch keinen Baum haben,“ sagte Beate trocken. „Ich könnte ihn dieses Jahr nicht sehen. Mag Johannes durch dies traurige

Weihnachtsfest gleich auf seine lichtlose Zukunft vorbereitet werden.“

Sabine rief Johannes jetzt öfter zu sich herauf, erzählte ihm vom Lazarett und nahm ihn sogar einmal mit, damit er die Bekanntheit ihres blinden Freundes machen sollte.

Johannes gewöhnte sich schnell an die Lante. Noch berührten ihn die veränderten Verhältnisse im Hause wenig, Beate war viel außer dem Hause gewesen, und Hans hatte bei seiner Arbeitslast nie viel Zeit für seinen Sohn übrig gehabt.

Sabine fühlte tiefes Mitleid mit dem verlassenen Kinde. Heimlich kaufte sie einen Tannenbaum und stellte ihn oben in ihrer Wohnung auf. Nicht die Lichtlosigkeit, wie Beate meinte, sollte für den kleinen Jungen das Symbol seiner Zukunft werden, sondern er sollte die Erinnerung an ein bescheidenes Lichterbaumchen mit hinausnehmen in sein verändertes Leben.

Bei dieser kleinen Vorbereitung zog auch in das Herz der jungen Frau Weihnachtsstimmung ein.

Sie lächelte und läuschte jetzt wie die anderen, wenn durch die Säle des Lazarett's vielstimmige Weihnachtslieder klangen und hatte bereitwillig ihre Hilfe fürs Anputzen des großen Tannenbaumes zur Verfügung gestellt. Dem Blinden half sie beim Einpacken einer Weihnachtssendung für seine Kameraden im Felde.

„Es wird einer der letzten Liebesdienste sein, die Sie mir tun, Schwester Sabine,“ lächelte der Genesene.

Sie seufzte. Das Herz war ihr schwer bei dem Scheiden ihres blinden Freundes, der noch

vor Neujahr seine Mutter im fernen Osten aufsuchen wollte. Er war jetzt ernster als früher, wenn er von ihr sprach.

„Wie meinen Sie, daß sie's tragen wird, Schwester Sabine?“

Und Sabine antwortete: „Sie würde leiden, wenn Sie litten und wird es leicht tragen, wenn sie Ihr lächelndes Gesicht sieht.“

Er war noch immer ernst.

„Nun beginnt das neue Leben für mich.“ Mit seinen lichtlosen Augen starrte er gedankenvoll ins Weite. „Nun beginnt die Arbeit. Es wird mir nicht leicht sein. Aber ich habe Mut.“

„Das paßt für uns beide,“ sagte Sabine leise.

„Ja, Schwester Sabine, und wir wollen uns beide Glück in unserer neuen Arbeit wünschen.“

Sabine Atmungen nicht. Sie hatte den Kopf über den großen Feldpostkarton gebeugt und verstaute eifrig die kleinen mit schwarz-weiß-roten Bändern und Tannengrün geschmückten Paketchen. Dabei dachte sie unwillkürlich ihrer Feldpostsendung im vorigen Jahre. Wie leer und kalt war damals alles gewesen, wie fremdblos hatte sie die Sachen erstanden und eingepackt, immer mit dem Gefühl bitteren Hasses gegen den Mann, um den sie jetzt unruhig sorgte und bangte.

Ihre diesjährige Weihnachtsendung hatte sie frühzeitig an das Straburger Lazarett abgeschickt. Es waren nur Kleinigkeiten, ihren jetzigen Verhältnissen anzuweisen, aber sie

waren mit Liebe und Sorgfalt gewahrt, und Sabine wurde es warm ums Herz, wenn sie sich das überraschte, glückliche Gesicht ihres Gatten vorstellte.

Wieder war sie längere Zeit ohne Nachricht von ihm, wieder wartete sie mit wachsender Ungebuld auf das Erscheinen des Postboten. „Paß auf, er überrascht uns,“ prophezeite Beate. „Ein bißchen verduht wird er allerdings sein über die schöne Wirklichkeit.“ Sie wies auf die durcheinander- und übereinander gestellten Möbel.

Die Auktion war nun doch aus äußeren Gründen bis nach Neujahr verschoben worden. Da sich für das Haus noch kein Käufer gefunden hatte, bereitete der Aufschub keinerlei Schwierigkeiten. Beate hatte es aber nicht für nötig gefunden, die Möbel noch einmal an ihren alten Platz zu stellen.

„Zweck hat's ja doch nicht, und da die Leute am Erben gehen, hätte ich allein nachher nur die ganze Schereerei.“

Wenn sie einmal zu Sabine herankam, machte sie ein erntautes Gesicht. „Sag, denkst du denn noch immer nicht ans Ordnen und Zusammenstellen?“

Sabine schüttelte den Kopf. „Ans Ordnen wohl; mit dem Zusammenstellen aber hat's Zeit, denke ich, bis kurz vor der Auktion.“ Und leise fügte sie hinzu: „Wenn Werner kommen sollte, so möchte ich gern, daß er am ersten Tage alles unverändert vorfindet.“

„Wie aufmerksam du geworden bist,“ sagte Beate. Sie begriff den plötzlichen Umkehrung in Sabines Gesichtern nicht und magte sie zur